

A portrait of Fabjan Hafner, a man with dark hair and glasses, wearing a light-colored jacket over a dark shirt. The image is faded and serves as a background for the text.

Fabjan Hafner

Erste und letzte
Gedichte

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1513 der Bibliothek Suhrkamp

Fabjan Hafner
Erste und letzte Gedichte
1982-2016

Slowenisch und deutsch
Herausgegeben, übertragen und
mit einem Vorwort versehen
von Peter Handke

Mit einem Nachwort
von Dominik Srienc und
einem Gedicht von Gustav Januš

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2020
© für die Gedichte Fabjan Hafners: Zdenka Hafner-Čelan 2020
© Suhrkamp Verlag Berlin 2020
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm und andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-22513-0

Erste und letzte Gedichte

Peter Handke

**Statt eines Vorworts
Die Einzahl und die Zweizahl**

Ein eher noch unerforschtes Phänomen (oder vielleicht doch schon erforscht, etwa am »Department of Psychology« der Universität von Fairbanks, Alaska): daß gewisse Heranwachsende, oder »Pubertierende«, oder wie auch immer die Bezeichnungen für jene das Phänomen bildenden jungen Leute lauten, eine Zeitlang mit Zungen reden. Ein Zungenreden ist die Sprache dieser Jugendlichen in dem fraglichen Zeitraum beileibe nicht ständig. Und sie praktizieren es zudem nie absichtlich. Es geschieht. Es geschieht ihnen. Es stößt ihnen, von Zeit zu Zeit, zu. Es fliegt sie an und wird zugleich in und aus ihnen laut, kurz, für ein, zwei Sätze, manchmal auch für ein, zwei Strophen, die im Nu wieder verweht sind, das allerdings in einer gewissen Regelmäßigkeit, als Folge, Tag für Tag, und so weiter – bei den von solch bildhaftem wie rhythmischem Stammeln befallenen oder damit bescherten Halbkindern über Monate oder gar Jahre.

Und immer wieder ist es geschehen, geschieht es und wird wohl weiter geschehen, daß derartige sich wiederholende Rhythmen schriftlich festgehalten werden. Ohne Absicht kommt es dazu. Fern ist diesen Jungen auch jeder Vorsatz, etwas wie ein Gedicht, Poeme, »Poesie« zu schreiben. Und schon gar nicht wollen sie mit solch Niederschrift irgendein unter ihresgleichen gerade modisches Dicht(er)spiel mitspielen, geschweige denn mit anderen in Konkurrenz oder Wettstreit treten.

Und doch drängt es diejenigen, das Gebilde, Schrift geworden, sehen und/oder hören zu lassen. Zu lesen geben und zu Gehör brin-

gen wem? Wem auch immer, jedenfalls niemand Bestimmtem, keiner Zielgruppe. Oder vielleicht doch? Nur welcher? – Keine Antwort.

Der Prototyp oder Herold aller der jugendlichen Zungenredner ist Arthur Rimbaud. Zwar ist er, noch lang vor dem sogenannten Mannesalter, verstummt. Doch was aus ihm in die Welt kam an Worten, Bildern, Rhythmen, rhythmischen Bildern oder auch allein an bild- und wortlosen Lauten bleibt Bestand der Welt; trägt zu deren Bestand bei. Und es sei hier dahingestellt, ob das Bleibende der Gedichte Rimbauds, wie es da und dort geheißen hat, herührt von der »klassischen Bildung« des Jünglings Arthur, genossen in Charleville-Mézières oder sonstwo, dank deren das ursprüngliche Gestammel des Sechzehn- bis Achtzehnjährigen sich ordnet zu jahrtausendealten Versmaßen und vielleicht gerade so jenes Ursprüngliche weitertrage.

Im übrigen – ich »gestehe« – war auch ich einmal, obgleich nur ein einziges Mal, gar kurz, ein Mitglied der jugendlichen Zungenrednerschaften. Dazu kam es, als ich etwa vierzehn, höchstens fünfzehn war, Zögling in dem Knabenseminar, wo zukünftige Priester heranerzogen werden sollten. Der Anlaß: ein zu schreibender Klassenaufsatz, Thema: »Die Nacht«. Und unversehens, wie ohne mein Zutun, flossen da mitten in den »Nacht«-Aufsatzgedanken Sätze aus der Feder, von denen ich zwei bis heute behalten habe. Der eine: »Schlangen auf Jagd durchstöbern die Stille, alles schläft, es lebt nur der Wille«, und der andere, mag sein gar nicht unmittelbar folgende: »Von weißen Fenstern steigen Dirnen wie Gebete in den Himmel«.

Obwohl das nicht so recht hierhergehört: dieser zweite Satz versetzte, vom zuständigen Lehrer publik gemacht, die gesamte geistliche Führung des Internats in Aufregung, ja – und das bilde ich mir nicht erst jetzt so ein – in Alarmzustand. Die von den weißen

Fenstern zum Himmel steigenden Dirnen, vor der einberufenen Vollversammlung der Zöglinge zitiert und rezitiert, waren etwas zum Himmel Schreiendes, und ich, der verantwortliche Halbwüchsige, welcher, um das Maß voll zu machen, den Satz nicht zu erklären vermochte (im übrigen auch mir selber nicht), wurde vor der Gemeinschaft, wieder und wieder, als ein abschreckendes Beispiel angeprangert für – ich weiß nicht mehr für was –, jedenfalls sehe ich noch heute mich von damals, den es grauste aufzufallen, so oder so, angestrahlt wie von dem grellsten der Scheinwerfer.

Hierher gehört aber: Ich erwartete, obwohl streng verwarnt, in der Folge sehnlich, daß mir noch mehr solcher Sätze wie der öffentlich gebannfluchte unterliefen, viel mehr, womöglich ohne Unterlaß (und das, wohl unnötig zu betonen, nicht wegen der »Dirnen«, von denen ich weder einen Begriff noch ein Bild hatte)!

Doch mit jenen den Fünfzehnjährigen, den Minderjährigen so urplötzlich aus dem schönen Nichts an- und durchfliegenden Worteverknüpfungen war es, was mich betraf, nach dem einen Mal auch schon wieder vorbei. Die Kostbarkeiten, kostbar vielleicht vor allem, indem sie mir unbegreiflich waren, blieben aus; ließen sich durch keinen Vorsatz oder Willen erzwingen. Aus mir war nicht von einem Moment zum anderen ein Dichter, geschweige denn ein Lyriker geworden und würde auch nie einer werden. Solch rhythmisches Zungenreden, sosehr ich mich danach weiterhin sehnte und es mir schmerzlich, körperlich-leibhaftig, fehlte, kam und kam nicht wieder über mich.

Dafür begegnete mir im Laufe der folgenden Jahre, fern vom Internat und dann vor allem im ersten Jahr des kalt befremdenden Universitätsgeschehens, der und jener, welcher das Zungenreden in meiner Gegenwart buchstäblich aus dem Ärmel, aus allen möglichen Ärmeln schüttelte; es aus dem Stehgreif betrieb. Ich war denjenigen das Publikum, und dieses bestand in der Regel allein

aus mir. Und was für ein dankbares Publikum ich jeweils war! Wie beneidete ich solch einen Redner, Sprecher, (Ver)kündler, mit einem Neid der Bewunderung und der Begeisterung, mitbegeistert mit dem begeisterten, von unbegreiflichem Geist durchwehten erwählten Anderen. Er, der – gar nicht so heimliche – König, und ich der Untertan, im Moment gerade sein Günstling.

Jetzt, bald sechs Jahrzehnte danach, wüßte ich gern, wie es mit den paar an den Fingern einer Hand abzuzählenden, in Rätselrhythmen Redenden weiterging. Von keinem einzigen ist mir seitdem, so oder so, etwas zu Ohren gekommen, weder im Guten noch sonstwie, und schon gar nichts – was ich doch unwillkürlich für die Zukunft von ihnen erwartete – Weltbewegendes, womöglich Weltumwälzendes. Dauerhaft freilich habe ich des einen und des anderen Satz- und Hörbilder vor und in mir, zusätzlich akzentuiert von glühenden Augen und einem ständig wechselnden Stand- und Spielbein, die Sohlen einen Takt schlagend fast wie bei einem Steptanz. Und manchmal kommt mir auch die Vorstellung, eine Geschichte, eine lange, von einem der allesamt – das zumindest weiß ich, glaube ich, zu wissen – frühverstummten Zungenredner niederzuschreiben. Nicht, daß es so einen, à la Rimbaud, in einen fremden Kontinent verschlagen hat, wo er Waffenhändler geworden ist. Oder es hat ihn vielleicht in der Tat, irgendwohin verschlagen, in einen Nachbarort, und dort ... und dann ... Und jetzt fällt mir ein: Von zweien jener »Frühlinge« weiß ich doch: Der eine schreibt Kriminalromane, ausschließlich kurze Hauptsätze, ohne je einen Nebensatz; der andere, heißt es, wurde Richter am Strafgericht, ein gefürchteter – all seine Strafsprüche »unbedingt«.

Alle die Umwege- und Umwertsätze freilich nur, um euch Leser, euch, die es angeht, spüren zu lassen, daß die Gedichte Fabjan Hafners in diesem Buch (die »ersten«, die sehr frühen des Sechzehn- bis etwa Zwanzigjährigen, wie auch die »letzten« aus den viel-

leicht zwei, drei Jahren vor dem Ausderweltscheiden des knapp Fünfzigjährigen 2016) die geraden Gegenstücke sind zu der Art und zu den Weisen, den hier nur angedeuteten, der Rimbaud-schen Bild-, Laut- und Luftschlagzeuger. Und doch, gerade kraft der entschiedenen, mit Händen zu greifenden Gegensätzlichkeit entkräftet keineswegs die eine Weise die andere, vielmehr heben sie sich beide, »sie zwei« (slowenischer Dual, besonders in Fabjans letzten Poesien vordringlich werdende Verbform) einander bekräftigend – bestärkend – in ein jeweils spezielles Licht- und Luftreich.

Die Hafnerschen Gedichte, außer daß die meisten der in diesem Band erstmals versammelten und erstmals nicht vom Verfasser, dem Kärntner österreichischen Slowene eigenhändig übersetzten Gedichte von einem Jugendlichen verfaßt sind, haben rein gar nichts zu schaffen mit denen des Arthur Rimbaud. Und doch ist mir beim Lesen, Tüfteln und Übersetzen der Gebilde vom Fuße der slowenischen Karawanken mehr und mehr der Dichter (und spätere Ladeninhaber in Aden, Arabien) aus den französischen Ardennen in den Sinn gekommen: Seltsam, oder auch nicht. Laßt uns (kurz) sehen:

Kein einziges der Gedichte Fabjan Hafners, die sehr frühen ebenso wenig wie die letzten, hat den Dichter, so mein Gefühl beim Nachbuchstabieren, im Sinn des Mediums Rimbaud aus dem Unergründlichen angefliegen, nicht nächtlich und schon gar nicht tagsüber. Die Worte, die Sätze, die Zeilen kommen allein und rein aus dem »Ich, Fabjan« selber, und das schon mit der ersten – zumindest der ersten publizierten – Strophe des Fünfzehn-, Sechzehn-jährigen. Keine Spur je von rhythmischem Stammeln oder Zungenreden, und das bis zum wohl letzten Gedicht, in dem der unsichtbare Vater hinter der Zimmerwand gefragt wird, ob der, sooft sein Sohn ein Lied anstimmte, herausgehört hat: Er singt für mich!?

Die Gedichte des Fabjan Hafner haben keinen Rhythmus. Oder vielleicht doch: nicht den des Zungenredens, und erst recht nicht den der neunhundertneunundneunzig altbekannten lyrischen Geläufigkeiten, vielmehr den besonderen, dem Fabjan-Ich eigenen des Stockens. Nicht aus einem Anflug, ob von außen oder von innen, oder aus beidem in einem, werden sie spruchreif, sondern durch ein Nicht-mehr-Weiterwissen, wenn nicht gar plötzliches Weder-ein-noch-aus-Wissen.

Achtung: die von Anfang bis Ende litaneiförmig wiederkehrenden Anrufungen des Dunkels, der Stummheit, der Sprachlosigkeit, der Verlassenheit, des Ekels, der Angst, ja des Grauens sind nicht zu verwechseln mit den gängigen Versatzstücken junger wie alter poetischer Selbstinszenatoren. Auch ich war beim flüchtigen Lesen, einem bloßen »Hineinschauen«, strophenweise versucht, so zu denken – scheinzudenken. Und erst mit dem Entziffern, einem dem Rhythmus des Hafnerschen Stockens entsprechenden, erfuhr ich: Es geht da keinmal um irgendein Lyrikspiel. Diese Gedichte da sind ernst; der Mensch, der sich darin äußert, das Ich, welches da, eher tonlos, spricht, stockend zugleich sich wendend, jetzt an mich, jetzt an dich, ist herzlich-herzöffnend ernst, von Alpha bis Omega jugendlich ernst – kindlich ernst – fabjanhafnerisch ernst.

Und wenn dieser Ich ausnahmsweise einmal »wir« sagt, kommt da kein lyrisches »wir« ins Spiel und, bewahre, kein sängerisches (obwohl Fabjan alle die schönsten Lieder des Erdkreises nach- und vorzusingen wußte), kein »We shall overcome« oder dergleichen: nein, dieses »wir«, auch wenn es sich nicht im Dual, in der Zweizahl äußert, redet (stockend) von »uns zwei«, von mir, von dir – auch wenn das »Du« einmal ein Tier ist, wie in dem Gedicht mit der so zarten Ansprache an eine *krava*, eine Kuh: »Manchmal streifst du mich freilich / mit den Hörnern, damit ich nicht vergesse, / daß du mich nur deshalb nicht aufspießt, / weil du mich

lieb hast«. (Geschrieben 1983 oder 1984, vom kaum Sechzehnjährigen)

Ja, eine zarte und stille – aber eben, weil zart, nicht stumme, nicht sprachlose – Angst grundiert die ersten und letzten Gedichte Fabjan Hafners. Angst, Kummer, Not, Ratlosigkeit, Verlassenheit – all dies begleitet von einem unermüdlich sich wendenden, an mich, an dich, Flehen, Flehenston: Hörst du mich? Hör mich! Und zu spüren zusätzlich (und das beileibe nicht als Erklärung und Interpretation): solcher Angst war vorausgegangen eine Lebenszeit, da der, der plötzlich stockt, ein Glückskind war. Und jenes Nichtmehr-Glückskind-sein wirkt weiter und weiter bis ans Ende.

Solch »Warum nur bin ich kein Glückskind mehr?« macht Fabjan Hafners Dichterberuf aus. Das Überwechseln, siehe zuletzt wieder Rimbaud et alii, in einen anderen Beruf kam nicht in Frage. Menschenfreundliche Angst, menschensuchende, weltoffene: gibt es die? Eine Not, welche das natürliche Freundlichsein nicht auslöscht, vielmehr verstärkt: ein Ding der Möglichkeit? Ja, und dies ist kein Paradoxon, siehe oben, oder unten, oder wo auch immer.

»Das Zittrige, die feine behutsame Angst, die aus den Gedichten spricht« (Hermann Lenz in einem Brief an seine Verlobte Hanne Trautwein zu den Gedichten der Annette von Droste-Hülshoff, am 21. August 1939).

(Vorfrühling 2019)

ERSTE GEDICHTE

($\approx 1982 - \approx 1987$)

otrple postave smo

otrple postave smo
zapuščeni brez pomoči
v tej prazni ravnini

na ustnicah zmrznjene
polizrečene besede

in stare ledene solze
razsejane po obrazu

Starre Figuren sind wir

Starre Figuren sind wir
hilflos zurückgelassen
in dieser leeren Ebene

an den Lippen gefrorene
halbausgesprochene Wörter

und alte vereiste Tränen
verstreut übers Gesicht

živiš nezavestno

živiš nezavestno
potopljen
v samoto
drhteč
od slepega strahu
se braniš
vseh dotikov
ne boš utonil
v dežju

otrpneš
otopiš
večno
boš ostal
na suhem
nikoli ne boš okusil
blage mokrote
umrl boš
ne da bi bil povohal vodo
kadar dežuje
nikoli ne boš okusil
omilitve vode
v žaru dni

tako boš
končno
od žeje umrl
v dežju

Du lebst besinnungslos

Besinnungslos lebst du
stumpf
im Alleinsein
Zitternd
in blindem Grausen
sträubst du dich
gegen jede Berührung
Wirst nicht ertrinken
im Regen

Erstarrst
Stumpfst ab
Wirst ewig
im Trockenen
bleiben
Nimmer wirst kosten
gute Nässe
Wirst sterben
wenn's regnet
am unerschnupperten Wasser
Nimmer wirst kosten
die Linderung des Wassers
in der Glut der Tage

Wirst am Ende
sterben
vor Durst
im Regen